

# **Ein Dosenfisch auf Sardinien**

[www.dosenfischer.de](http://www.dosenfischer.de)

# Prolog

Ich bin kein Weltbürger. Ich bin Mecklenbürger. Dahinter steckt nicht heimlicher Regionalstolz oder ähnlich emotionaler Unfug – dahinter stecken schlicht meine Grundqualifikationen. Durchs Leben gebracht haben mich bisher: lesen, schreiben und reden. Und diese drei Grundqualifikationen sind nunmal fest im deutschen Sprachraum verankert. Und so wundert es den geneigten Leser sicher nicht, wenn ich bisher meine Urlaubsorte eher zwischen Tarnowitz und Bodensee suchte. Im Ausland, so glaubte ich bislang, sei ich als Mensch amputiert. Und ich hatte Recht. Doch dazu später.

**Warum?** Dass nun ausgerechnet ich, das stoffelige Nordlicht, überhaupt ins quirlige Italien aufgebrochen bin, das ist dem sanften Druck der Liebsten geschuldet. Sie hatte mit einigen Sanktionen gedroht – Kompottentzug war die mildeste der Strafen, die mich ihrer Ankündigung nach ereilen würden, sollte ich es wagen, mich auch in diesem Jahr wieder hinter der Arbeit verschanzt vor dem Auslandsurlaub zu drücken. Aber nicht nur ihr Zorn, auch das Wohlwollen der Liebsten brachte mich in Fahrt – im wörtlichen Sinne – denn sie gestand mir zu, die Reise auf vier Rädern und somit autonom zu gestalten. Die Liebste selbst indes hatte für den Rest unserer freundlichen Kleinfamilie Flüge gebucht. Das war im Winter.

**Mit wem?** Bis in den Sommer hinein blieb dieser Status Quo erhalten. Eine kleine Änderung gab es noch – mein allerliebster Lieblingsmuggel Hannes hatte zugesagt, die Fahrt mit mir gemeinsam zu wagen und weil wir Männer sind und beste Freunde, Menschen also, die nicht immerzu reden müssen, um sich ihrer gegenseitigen Sympathie zu vergewissern, haben wir nach der grundsätzlichen Einigung nie wieder über das Thema gesprochen. Erst drei Wochen vor Abfahrt erreichte mich die Frage: “Fähre?”. Ich antwortete ebenso wortreich: “Ja.” Und weil blindes Verständnis die Grundlage einer ewig währenden Männerfreundschaft ist, buchte Hannes mal eben und gerade noch rechtzeitig die Überfahrt. Hin von Livorno in der Nähe von Pisa nach Olbia im Norden Sardinien, zurück von Olbia nach Genua.

**Rückblende** Hier sei mir ein kurzer Einschub erlaubt: Auch La Spezia liegt nicht allzuweit von Livorno entfernt. Und La Spezia ist eine der hassenswertesten Gemeinden der Welt. Warum? Erklär ich: Mit 18, in einem Alter also, indem jeder irgendwie auf der Suche ist, glaubte ich noch, ein reisefreudiger Mensch zu sein. Direkt nach dem Abiball also, Sommer

1992, stellte ich mich an die Straße, mit einem kleinen Rucksack, der zwei T-Shirts und einen Schlüßler enthielt, einen Schlafsack, eine Salami, ein Brot und viel Tabak. Drei Tage später stand ich ohne Salami und Brot hinter La Spezia und Trampen wurde zur Geduldprobe. Am Ende eines langen Wartetages in der Serpentinenhölle einer kleinen Landstraße umgeben von zersplitterten Scheinwerfergläsern und zerstörten Blinkerabdeckungen war ich fünf Kilometer weiter gekommen und die Welt erschien mir ausschließlich als Ansammlung unfreundlicher Verkehrsrowdys. Die Lieblingsgeste der Vorbeifahrenden war ein vom Lenkrad träge erhobener Zeigefinger, der hin und her geschwenkt wurde. Das ist also Italien, sagte ich mir und beschloss nimmer wiederzukommen. Daran jedenfalls fühlte ich mich erinnert, als La Spezia auf den Richtungsweisern dieser Tour auftauchte und wir – ohne es zu wollen, die Straßen ließen einfach nichts anderes zu – in diese hassenswerte Stadt gerieten und schließlich im Moloch ihrer Straßen gänzlich zu veröden drohten. Allein die stählerne Schutzschicht unseres dicken VW Passat bewahrte uns davor, gänzlich und für immer im La Spezianischen schwarzen Loch zu versinken, so wie es mir beinahe passiert wäre 18 Jahre zuvor.

**Und sonst so?** Zurück zur Vorgeschichte: Koffer packen, Caches along the route ziehen, eine Pocket Query von Sardinien basteln und auf die Endgeräte schieben, das 60er aus Versehen von allen brauchbaren Karten befreien und dafür mit nutz- und schmucklosen OSM-Varianten bestücken und schon war ich bereit für eines der letzten großen Abenteuer unserer Zeit: das Reisen. Als erste Stationen hatte ich für Hannes und mich zwei pulsierende Metropolen erwählt: Heidelberg und Kornwestheim.

*In der nächsten Folge wird zu lesen sein, wie Charme die Welt bezaubert und Berge einen Flachländer an den Rand des Wahnsinns treiben. Außerdem wird die Rede kommen auf das Internet und wie es ein sinnvolles Gespräch überhaupt erst möglich macht.*

# 1. Kapitel

**Heidelberg** Heidelberg ist der Nabel der touristischen Welt. Hier am Neckar gibt es eine kaputte Burg und ein bisschen Garten drumrum und den Neckar selbst und mindestens eine schöne Brücke. Heidelberg hat eine ganz alte Universität und wird in den Reiseführern der Welt offenbar als Prototyp eines deutschen Städtchens geführt. Das mag zu tun haben mit den amerikanischen Soldaten, die sich rund um das Städtchen zahlreich versammeln. Wieder zu Hause erzählen die natürlich von der Stadt und zack, fahren alle ihre Bekannten hin. (Für die vielen Japaner muss ich mir noch eine Erklärung einfallen lassen)

In Heidelberg streiten sich die Bürger um eine neue Stadthalle, dass da allerdings ganz in Schlossruinennähe Neubauten errichtet werden, die der sozialistischen Plattenbauarchitektur alle Ehre machen könnten, scheint ihnen egal. Aber: Heidelberg hat mindestens zwei furchtbar gastfreundliche Einwohnerinnen. Ihretwegen führte unser Weg von Berlin nach Kornwestheim über Heidelberg und ihretwegen erhält das Städtchen nun einen Platz in diesem kleinen Reisebericht. Denn bis auf die Tatsache, dass am Rande der Schlossruinie Käse, Wurst und Obst ganz hervorragend munden und dass bei Regen immer ein Unterstand da ist, weiß ich gar nicht viel selbst Erlebtes vom Neckar zu berichten. Die Innenstadt – verpasst, Caches verpasst. Aber: zwei äußerst erfreuliche Begegnungen genossen und lecker gespeist. (Notiz an mich – beim nächsten Mal konsequent sein. Ganz oder gar nicht. Und in diesem Falle wäre “ganz” angebracht gewesen.)

**Kornwestheim** Konwestheim ist nun die zweite pulsierende Metropole, die zu besuchen wir die Freude hatten. Über unsere Gastgeber hier kann ich gar nicht soviel schreiben, sie wären nicht einverstanden mit einer hemmungslosen Lobhudelei, das wäre ihnen peinlich, denn bescheiden sind sie auch noch, die Schlemmercacher. Bescheiden und voller Rücksicht. Und so nahm Frau Schlemmercacher auch unser Ansinnen ohne Spott, nicht etwa die Kulturschätze Stuttgarts, eines Vororts von Kornwestheim, zu bewundern, sondern vielmehr nach einer Badehose und einem Strohhut Ausschau zu halten. Wir fahren gen Stuttgart, denn in Kornwestheim, da kauft niemand ein, da lebt der Bürger fern der aufdringlich-bunten Warenwelt. Luxuriös, wa?

In Stuttgart, dieser Trichterstadt, dieser Stadt mit hunderten Treppen in die Hänge, dieser Stadt mit dem riesengroßen Autohaus, dieser “wenn-Daimler-hustet-ists-Ländle-krank-Stadt” in deren Stadtplan wie ein Alibi der Killesberg als grünes Herz auf die falsche Seite

gesetzt wurde, in Stuttgart sind wir erstmal über den Hamburger Fischmarkt gehirscht. Der geht offenbar auf Tournee. Und dann haben wir die Sachen gekauft. So einfach war das. Im Kaufhaus. Bemerkenswert: Ich habe die Kassiererin nicht verstanden, als sie nach einer Treuedingenspunktesammelkarte fragte. Ich hab dann einfach sehr ahnungslos geguckt und leicht fragend gesagt... *Nein...?* Zum ersten Mal auf Reisen fragte ich mich da, obs wirklich so eine gute Idee war mit der Fremde... von wegen der Grundqualifikationen und so...

Und dann kam der Moment, indem Charme die Welt bezauberte. Frau Schlemmercacher ging selbstbewusst in eine VW-Werkstatt, bezirzte einen zuständigen Mann, so dass der seinen Mechaniker anwies, die von uns mitgebrachte Glühbirne vorn rechts in den Passat einzubauen. Sofort, ohne Papierkram, ohne Faxen. Da wurde kurz die Welt rosarot. Nein, das ist nicht übertrieben.

**Warum Stuttgart** Apropos Tournee. Fischmarkt – Tournee – Sie erinnern sich – ist schon ein paar Sätze her... Nochmal: Apropos Tournee. Warum überhaupt Stuttgart? Klar – Badehose, Strohhut... Markthalle vielleicht? Die ist vielleicht toll! So viele Sachen! Allein schon eine Reise wert! Aber jetzt mal im Ernst – warum Stuttgart? Antwort: Weil ich schon immer Mal auf dem Killesberg auftreten wollte. Und: hab ich gemacht! Naaaa... nicht auf der weltbekannten Freilichtbühne zwar, aber eben doch auf dem Killesberg. In einem Naturfreundehaus. Und dabei hab ich – leider – musikalisch eher schlampig agiert. Aber die Schwaben sind so höflich und schreiben Lob in die Logs.

Die Stimmung war aber auch toll – nur ich war grottenschlecht. Rein handwerklich. Konnte die eigenen Lieder nicht. Hab Töne nicht getroffen und Texte vergessen. Und die Gitarre... decken wir das Schallschutzkissen des Schweigens darüber.

Nein, das Publikum war großartig und dass alle in der Lage waren, über die Fehler hinwegzusehen zeigt ja: Wir alle waren gekommen, um einen guten Abend zu haben. Schiet aufs Handwerk. Also nochmal: ein toller Abend, große Stimmung, sehr angenehme Menschen überall. Blicke noch zu sagen, dass der Auftritt ursprünglich als Lesebühnenabend geplant war, dann aber doch sehr dosenfischig wurde – ein Event-Listing half, den Termin zu verbreiten – wiederum die Schlemmercacher waren so freundlich, alles Organisatorische in ihre Hände zu nehmen.

**Die Schweiz** Der Passat liebt die Autobahn. Der raunzte dieselig vor sich hin, so gleichmütig, die Klimaanlage ließ uns in einer Blase reisen, 24 Grad konsequent, während die Welt über 38 stöhnte. Und gänzlich im Gleichmut erreichten wir die Schweiz bei Schaffhausen, die letzte Raststätte mit Internetzugang hatte eine Vignette spendiert und uns die Berner Alpen erklärt. Später wurden die Berge bergiger, die Straße kurviger. Irgendwann war sie dann keine Autobahn mehr, zur Rechten: der Luzerner See in seinem blau-türkisen Ton, der unwirklich schien, wie die Spiegelbilder der faltigen Berge. Surfer, Segler... Alles Deko. Gibts doch gar nicht da oben.

Und dann der Gotthard. Wir sind Männer, wir wählten den Pass. Wir wollten über'n Berg kommen, nicht durch. Unsere Bremsen stöhnten vorher schon, doch das übertönten die Maserati-, die Porsche- und Daimler-Flundern mit noch viel echteren Männern am Steuer, als wir es je sein werden. Männer, die statt eines unrasierten Kerls ein schickes Mädels neben sich haben und deshalb ein wenig, ich sag mal, intensiver, Auto fahren. Doch auch sie mussten zunächst kapitulieren vor den Rennradkaravanen und den risikoscheuen Kleinwagentouristen, die fotografierten während der Fahrt und sich quälten immer die Serpentinauf. Bis dann der jeweilige Bolidenpilot die Schnauze voll genug hatte und sein Überholmanöver Gevatter Tod Freude machte.

**Ohje!** Die Stimmung kippte. Bergkoller? Sauerstoffmangel? Eisbrocken säumten den Weg, Nebel hing in den Bergen, die Kurven wollten gefahren sein und überhaupt, wo ist hier der Horizont, verdammt nochmal. Wer will angesichts dieser lebensfeindlich einzwängenden Enge noch ernsthaft behaupten, die Berge seien voll Zauber. Voll Nebel sind die und voller Raser. Und der Himmel, der ist werweißwo. Dann schenkte Hannes mir seinen Kaffee und der Nebel verzog sich, die Radfahrer verschwanden, die Raser waren wie von unsichtbarer Hand von der Straße geschnippt, wir rollten bergab nach Italien. Sagte Hannes. Italien, sagte Hannes und ich glaubte es. Die Bremsen rochen komisch. Als wir weiter fuhren mit unseren frisch erworbenen Lebensmitteln und im Supermarkt alles mit Franken erstanden hatten, dämmerte "Tessin" in unsere Hinterköpfe und hätten wir nicht den Mund voller feinsten Salami gehabt, wir hätten hemmungslos gelacht über unsere Dummheit.

Wieviel Einwohner hat eigentlich das Tessin, fragten wir uns. Und wie lange haben die am Gotthard gebaut? Und: Haben Schweizer Käsefüße? Und die Antworten lauteten: "100.000? 200.000? – keine Ahnung", "Werden schon ein paar Jahre gewesen sein" und "Haha!" Wir waren nicht nur sprachlich amputiert, wir erfuhren auch nichts. Wo ist Wikipedia, wenn

man sie braucht... Unsere Reiseführer kündeten ausschließlich von Sardinien – wir waren am Ende. Wir fragten uns, wie in diesem Falle, so ganz offline, eigentlich eine normale Kommunikation möglich sein soll. Man äußert ja nur Vermutungen – schrecklich. Mit dieser Klage, mit etwas Schinken, Brot und Käse brachten wir genug Zeit rum – Italien dräute am ~~Horizont~~ Ende der Straße und dort erwartete uns...

*Im zweiten Kapitel sind wir in Italien und verbringen eine wundervolle Nacht. Ich sag nur: Sandra und Claudia. Vorher feiern wir Geburtstag und nachher frusten wir uns an der Küste entlang. Livorno ist toll. Und die Fähre! Aber die wird wohl erst im dritten Kapitel... na mal sehen.*

## 2. Kapitel

*Sie erinnern sich, geneigte Leser, an das Ende des 1. Kapitels: Die Alpen bezwungen, die Schweiz durchquert, aber ach! Ohne Internet schien uns das Leben – naja, zumindest die Kommunikation, sinnlos. Irgendwie. Und jetzt der Anschlusssatz: Mit dieser Klage, mit etwas Schinken, Brot und Käse brachten wir genug Zeit rum – Italien dräute am ~~Horizont~~ Ende der Straße und dort erwartete uns...*

**Verkehrsteilnehmer** ...eine Mogelpackung. Eigentlich erwarteten uns gleich zwei. Erklär ich: Eine ganze Weile lang tat Italien nämlich so, als wärs die Schweiz. Einziger Hinweis darauf, dass wir das Land gewechselt hatten, waren die Tunnel, die nämlich leuchteten nun nicht mehr sauber und lampenhell, sondern dort war es rußgrau und dunkel wie im Auspuff eines Fiat Panda. Und als dann Italien endlich anfang, wie Italien auszusehen, mit kastigen Häusern, deren Fensterläden geschlossen bleiben, mit Terrakottafarben und Beregnungsanlagen auf kleinen Feldern, in der Poebene nämlich, mussten wir feststellen, dass der Begriff "Po" gänzlich in die Irre führt. Alles war flach und weit und voller Sonne und gar nicht symmetrisch-doppel-rund gehügelt. Dass die Autobahn in diesem Ambiente dennoch Geld kostet, hatten wir uns erzählen lassen – die Kleingeld-Spenden aus dem Auftritt auf dem Killesberg erwiesen sich hier von Anfang an als sehr nützlich. (Bei jeder Station allerdings befiel mich Panik, was, wenn die Schranke nicht aufgeht und ich nach einer Stunde rumprobieren und mich-doof-anstellen verantwortlich sein sollte für das größte Verkehrschaos seit Italienergedenken? Doch dazu kam es nicht, die Automaten funktionierten und waren dabei genauso hingebungsvoll und freundlich, wie die Kassierer, die hier und da noch nicht durch Maschinen abgelöst waren.)

Ja, noch immer war die Autobahn unser Zuhause – seit der Abfahrt in Kornwestheim am Morgen hatten wir dieses großartige Zivilisationszeugnis nicht verlassen und langsam fühlten wir uns ausschließlich wie Verkehrsteilnehmer. Und über dieses so-sein definierte sich auch unser natürlicher Feind: die Polizei. Wir hatten von strikten Strafen gehört und wollten alles, nur nicht zu schnell sein. Immer schön wie vorgeschrieben, immer schön sachte und unauffällig. Allerdings mussten wir bemerken, dass "sachte", "wie vorgeschrieben" und "unauffällig" gar nicht zusammen passen. Auf der Autobahn nämlich wurden wir zu einem Hindernis, weil sich die Italiener um uns herum als flexible Bleifüßer erwiesen – flexibel, weil Vorausfahrende ihre schweren rechten Beine angesichts von Polizeikontrollen blitzschnell auf die Bremse umsetzen konnten. Aber der Passat verzögert

ja auch ganz ordentlich. Einmal musste er das besonders heftig unter Beweis stellen, als ein telefonierender Schlipsträger seine Familienkutsche unvermittelt nach rechts treiben ließ. Seitdem weiß ich auch, wie die Hupe meines Wagens klingt. Zum Verkehr, das sei angekündigt, zum Verkehr wird noch einiges zu sagen sein.

**Gott ist Italiener** Zum Abend hin wollten wir von Verkehrsteilnehmern wieder zu Menschen werden und das geschah ziemlich genau um 19 Uhr zwischen Piacenza und Parma. Da brachen wir auf ins Landesinnere, eine Pension zu finden, in den Appennin, einem Gebirgszug stattlicher Ausprägung, wie wir erfahren durften. Und diese Appennin kamen wie Sauerländer Heimatbowle daher, dieses Gesöff aus in Wodka eingelegten frischen Früchten, die mit Sekt aufgegossen – nunja – genossen werden. Wie Sauerländer Heimatbowle – erst sanft und angenehm, dann aber heftig und durchaus bewegungsverzögernd kam das Gebirge auf uns zu. Die Straßen schmal und kurvig, links eine Zementfabrik, rechts ein Stausee im Werden und als gerade alles in hinterster Provinzialität zu vergehen schien, stand rechts ein Schild mit der Aufschrift “Willkommen” in vier Sprachen. Weiter ging also die Achterbahnfahrt auf einspurigen Straßen steil bergauf, Straßen, die selbstredend wie zweispurige zu fahren sind, und dann gabs eine dieser Begegnungen, die mehr für ein Land werben, als jeder Reiseführer. Eine klitzekleine alte Frau nämlich hatten wir auf Zimmersuche aus ihrem Haus geklingelt, mitten in der serpentinenden Pampa, eine klitzekleine Frau, die uns nicht verstand aber dennoch bereit war alles zu tun, damit die beiden germanischen Riesenbabys kriegen, was sie wollen. Mit den berühmten Händen und Füßen machte sie uns verständlich, dass es da jemanden gibt, der uns versteht (die Hoffnung hatte ich im Übrigen schon immer) und schließlich lieferte sie uns ab bei einer Frau, deren Englisch zu keiner Klage Anlass gab. Die Dame mittleren Alters hatte nach wenigen Minuten ein kleines Landhaus angerufen, ja, die haben Zimmer frei, uns eine charmante Wegbeschreibung gezeichnet und dazu noch voller Freude festgestellt, dass wir ja aus “East-Germany” kommen. Schön, dass wir reisen dürfen, freute sie sich und wir freuten uns mit. Bergauf brauchen Nachrichten offenbar etwas länger, aber davon werden sie ja nicht schlecht.

**La Locanda Dei 2** Eine schwarzhaarige Frau, vielleicht 30, schlank und schön und mit einer Reibeisen-Stimme wie ein italienischer Schnulzensänger öffnete uns an besagtem Landhaus die Tür. La Locanda Dei 2. Das aber war kein Landhaus, wie wir erfuhren, sondern eine ehemalige Poststation auf dem Berge, hier hatten einst die reitenden Boten und die Postkutscher die Pferde gewechselt, seit sechs Jahren aber ist es eine Art Lodge, ein Gästehaus – es gibt Zimmer und kleine Appartements, es gibt viel Platz drumherum zum dumm herum Sitzen in Liegestühlen, an derben Holztischen oder zum Liegen in Hängematten. Es gibt Wein und eine exquisite Karte mit einem schwäbischen Ausreißer drauf. Maultaschen. Die Gastgeber – zur schwarzhaarigen Schönheit gehört ein muskulöser Mann mit auffälligem Kinnbart – sprechen deutsch, englisch und holländisch, das ist den Gästen geschuldet und italienisch sprachen sie, als wir dort waren, wenn sie ihre Ruhe vor unserer Schwärmerei haben wollten. Nach einem Essen, das so wunderbar war, wie kaum eines bisher in meinem wenig gourmethaften Dasein, nach einem Mahl – Wein... mmmmmhhh, Wurst, Schinken, Salat, Brot, Tortellini mit Zucchini, Rindfleischstreifen auf Ruccola, Karamelcreme... nach einem regelrechten Feuerwerk der Aromen, waren wir Italien-Fans... Wir hätten diesem Land in diesem Moment sogar beim Fußball die Daumen gedrückt. Im Ernst. Denn es ging ja noch weiter: Zikaden zirpten sich die Flügel wund, eine alte Kapelle leuchtete matt in Sichtweite, ein Duft von Kräutern, frisch gesprengtem Gras und weißem perligen Wein stieg in die Nase, dazu eine unbedeutende Note Hofhund und eine bedeutende Note Frauenduft, wenn die Gastgeberin vorbei ging. Aber das kann am Wein gelegen haben, der mir nicht nur in die Nase gestiegen war.

Der Weg zu Sandra und Claudia, die Treppe hinauf unters Dach, führte uns weit nach Mitternacht an mindestens 20 Pirelli-Kalendern vorbei. Alle zeigten mehr oder minder ausgezogene Schönheiten des Monats Juli – von 1990 bis heute. Oder noch länger. Oben angekommen, entschied ich mich für Sandra, die war etwas schräg, aber das war, wie ich mich bei Hannes überzeugen konnte, Claudia auch. Ich stieß mir zweimal den Kopf, dann aber wurde Sandra doch sehr zuvorkommend – einladend und weich war ihr Bett und groß. Ihr Nebengelass: ein Traum, mit Bidet sogar, mit Olivenölseife und weißen, duftenden Handtüchern. Die Pirelli-Kalender, die Zimmer mit Frauennamen – das schien uns seltsam, ohne Frage, aber doch konsequent. Und keinesfalls 0815. Ein Pluspunkt, ganz sicher. Der Tag endete mit einer Reportage über die Improvisationskunst der Heimwerker in der DDR, solange jedenfalls, wie der Laptop durchhielt. Strom nämlich, Strom gabs bei Sandra und Claudia – und sicher auch allen anderen Zimmern dieses Landes – nur mit Adapter.

**Doppelpass** Am Morgen entschieden wir uns gegen die Autobahn. Von Pass zu Pass wollten wir rollen, hier einen Espresso, da einen Cappuccino, beides konnten wir mittlerweile fehlerfrei bestellen, hier ein Blick, da ein Foto. Etwa 80, 100 Kilometer lang war das ein Genuss. Es existiert ein Video von einer Abfahrt – 15 Minuten meditatives Serpentinefahren, fast wie “Die schönsten Bahnstrecken der Welt” nachts auf dem RBB, oder dem MDR oder so. Dann folgte das La-Spezia-Debakel – wir waren gezwungen die Stadt zu durchqueren, warum auch immer, dann folgten 30 Kilometer Küstenstraße, mit 50 von Ampel zu Ampel und lauter lebensmüde Rollerfahrer – an jeder Ampel lebensmüde Rollerfahrer... und, das Allerschlimmste: Ich bekam Hunger. In diesem Verkehrschaos aber war an Essen nicht zu denken, also hofften wir auf einen Park, irgendein öffentliches Grün, auf dem wir unsere Picknick-Plane ausbreiten können. Nichts da. Zwischen La Spezia und Livorno gibt es an der Küste keinen Quadratzentimeter öffentliches Grün. Es gibt Parkplätze, Clubs, umzäunte Oasen aber nichts, das uns hätte zufrieden stellen können. Am Ende aßen wir an einem Randgewässer des Lago di Massaciucoli kurz vor Pisa, an einem staubigen Weg, ein Denkmal, das an den Weltkrieg erinnerte nebenan, und als uns dann eine enorm halbstarke Gruppe aus dem benachbarten Wohnwagenlager im Vorbeigehen recht intensiv beäugte, zogen wir es vor, unseren Weg fortzusetzen. Achja. Von da an wusste ich, warum es manchmal trotz Ökogewissen günstiger ist Butter in kleinen Plastepackungen zu kaufen. Naja... jetzt liegt ein Handtuch auf dem Rücksitz. Von Pisa sahen wir wenig später einen Hypermarkt französischen Typus. Da ließ sich gut einkaufen. Für den Abend und die Fährfahrt. Wir Turmbanausen, wir.

**Livorno** In Livorno, der Fährstadt, hielten wir am Kanal. Ruderer stellten sich unten am Wasser auf für ein Mannschaftsfoto – sechs junge Männer in hautengen, schwarzen Ringertrikots – Hose und Trägerhemd in einem – athletisch, schlank, groß. Die setzten sich in ein Boot, das, so schien es mir, eher dafür vorgesehen war, rund und gemütlich auf dem Wasser zu dümpeln, als elegant von sechs Adonissen übers Nass getrieben die Wellen zu durchschneiden. Und Zack, waren sie weg. Weggerudert. Andere Länder, andere Ruderwettbewerbe... Am selben Kanal, nur einige Kilometer weiter, setzten wir uns rauchten, schauten der Palme zu, die im nahen, aber verschlossenen, Festungshof wachsend sich spiegelte im Türkis, dann gingen wir spazieren, über einen Marktplatz, groß wie ein Fußballfeld, die Straße wie eine Stadionbahn drumrum – zwei steinerne Cäsaren standen als Torhüter ohne Tore an den Seiten, nur springend und flitzend entkamen wir hier dem Verkehr. Schließlich fanden wir uns nach dem ersten echten Spaziergang unserer Reise auf den Stühlen vor einer Bar wieder, einer Bar, die so nobel schien, dass wir den Preis für zwei

Literflaschen Edelwasser und zwei Cappuccini (o?) – 10 Euro – fast freudig bezahlten. Hätte deutlich schlimmer kommen können. Wie gefordert, zwei Stunden vor Abfahrt unserer Fähre rollten wir in den Hafen und sahen zum ersten Mal...

*Im nächsten Kapitel verladen wir uns selbst und lernen, dass auf Moby-Fähren eine ungeheure Toleranz herrscht. Wir fahren einmal quer durch Sardinien – der Passat meistert eine Flussdurchfahrt und dann sind wir am Ziel. Theoretisch jedenfalls.*

## 3. Kapitel

*Im zweiten Kapitel hat uns der geneigte Leser bis nach Livorno begleitet – die erste Nacht in Italien, die Maudstationsparanoia, die Passfahrten. Der Anschlusssatz: Wie gefordert, zwei Stunden vor Abfahrt unserer Fähre rollten wir in den Hafen und sahen zum ersten Mal...*

**Schrankwand der Meere** ...das Schiff. Eine wahre Schrankwand, nein ein Borg-Quader in weiß, eine zu einem riesigen Baustein geschnitzte Insel, kurz etwas, das der Form nach alles vorgab zu sein, nur keine stolze Königin der Meere, Bezwingerin der Stürme. Doch natürlich: Allein diese Form erlaubt dem Dampfer, all die Autos, LKW, Wohnmobile, Bootsanhänger und Kleintransporter an Bord zu nehmen. Das waren so viele, in den Reihen am Kai, so viele. Stolze 1000 passen hinein in die Moby Tommy, sagt das Internet. Zwischen all denen, in einer ausgelassenen Wartegemeinschaft der Individualtouristen und Profifahrer, aßen und rauchten wir uns dem Moment entgegen, da auch wir uns im Schiffsbauch einrichten konnten.

**Die Nacht an Bord** Trocken war die Luft in den Gängen und Restaurants, im Kinderspielparadies und im Automatenzockerkabuff. Trocken und kalt. An Deck hingegen stand sie so feucht und warm, dass unsere Hemden an der Haut klebten, die Jeans schwerer wurden. Fast schon schmeckten wir das Salz auf den Lippen. Wir spürten das Schiff vibrieren beim Ablegen, sahen den Lotsen von Bord gehen über eine Strickleiter auf das schwankende Lotsenboot bei voller Fahrt, tranken Kaffee, aßen Teigfladen, gefüllt mit Salami zweifelhafter Herkunft. Wir streunten über die Decks, überall lagen Menschen in Schlafsäcken, auf Isomatten und Luftmatratzen, ganze Familien lagen da und hier und – ehrlich – überall und als wir genug hatten vom Anblick so vieler schlafender Menschen, lehnten wir uns ganz oben auf dem Hubschrauberlandeplatz in den Wind. Um halb fünf, als schon fast wieder Licht war, schliefen wir ein, Hannes in einem der vorher reservierten Schlafsessel und ich an Deck auf einer schmalen Gartenbank. Eine Stunde später war es hell und mild war der Wind, dunkel und stark hingegen der Kaffee. Ich machte Fotos von der Reling, Olbias Hafen kam in Sicht, ein Lotse ging an Bord, dann wurden wir in die Autos gerufen. Auf der Insel reihen wir uns ein in den Stau und später auf der Autobahn durchqueren wir ein karges, ockerfarbenes Land, fast baumlos und doch mit grünen Tuffern überall.

**Von Nord nach Süd via West** Wir suchten den Weg an die Westküste. Die Karte versprach ausgedehnte Dünen und blitzweiße Strände, größtenteils vom Touristenstrom unentdeckt. Und genau das bekamen wir – erst in den Blick- von der Straße aus. Sand überall, Sand in sanften Hügeln über hunderte von Metern bis zur See. Sand, der nur von einigen Gräser bewachsen, Sand, der vom Wind immer neu arrangiert wird, Sand der ins Meer verschwindet. Und all das von einer brennenden Sonne beschienen – als Ahnung der nahen Wüsten Nordafrikas.

Dann sagte das Navi das Ende der Straße voraus. Als Sandpiste schlängelte sie sich nun durch die Hügel. Hinab ging es bis ins fast trockene Flussbett, dann durch das flache Wasser und wieder hinauf, noch eine Flussquerung und dann tat ein paradiesisches Ensemble sich auf: ein Strand, breit wie zwei Fußballfelder lang sind, eine Strandbar mit Charme, strohgedeckt, wie die Dächer für die Strandbarbesucher, die von dort grad so sehen: das Meer. Das Meer mit seinen kräftigen, nach allem schmatzenden, Kobolz schlagenden Wellen. Der Sand verbrannte uns die Füße und das Meer kühlte sie, auf dem Rücken trieben wir durch die wackelige See und alles erschien uns enorm richtig so, genau wie es war.

In Richtung Südosten kurvten wir weiter auf der Sandpiste. Zur Linken ein Flussbett, das erahnen ließ, wie dieses Rinnsal wüten kann, das für uns an diesem Tag kaum sichtbar war. Und wie zur Bestätigung aller Kopfkino-Bilder von schmutzig braunen Wassermassen, die bis hoch an die Straße das Ufer schleifen, taucht plötzlich ein Geisterdorf auf. Häuser, die Kirche, die Ställe und Mauern... alles Ruinen und Bruch, lange verlassen und – ganz sicher – ich hätte mich nicht gewundert, wenn gefährliche Mundharmonikaschluchzer aus der Ferne zu uns herübergeweht wären.

Zum Abend hin näherten wir uns den Zielkoordinaten. Wir hatten Sardinien ein S auf die Karte gefahren. Nach ein paar Wirrungen, die unter anderem mit fehlenden Funkmasten für die Nutzung eines Handys zu tun hatten, fanden wir unsere Gastgeber. Wir definierten den Begriff Villa noch einmal neu, planschten im Pool, schauten auf den Turm da mitten im Meer, zählten mit, wenn das Leuchtfeuer an der Hafeneinfahrt blinkte. Angekommen zu sein, das machte ein seltsames Gefühl. Melancholisch irgendwie. Weil es ja auch ein Ende war. Andererseits...

*Im Nachwort wird gesprochen werden müssen über den Tagesrhythmus bei 38 Grad, über den italienischen Verkehr und drei Geocaches.*

# *Nachwort*

*Das ist das Nachwort zur Beschreibung einer ganz normale Autofahrt von Schwerin nach Pula – Sardinien. Am Ende des Roadmovies waren wir angekommen in einem Haus am Meer und Melancholie machte sich breit. Weil, wenn ein Ziel erreicht ist, etwas zu Ende geht. Andererseits...*

**Alltag** ...schien uns von nun an die Sonne doppelt aus dem Hintern. Wir hatten eine eigene Treppe zum Strand, einen Pool, der jeder Schwimmhalle Ehre machen könnte und eine Villa, deren Wohnzimmer anderswo als Versammlungsraum eines mittelständischen Unternehmens durchgeht. Eines etwas seltsamen mittelständischen Unternehmens allerdings, denn der ehemalige Eigentümer der Villa – vermutlich ein Verwandter unserer Vermieter – war Großwildjäger. Unzählige Fotos an den Wänden zeigten den dicken weißen Mann mit seinem Safarihut auf riesenhaften Krokodilkadavern, mit der rechten Hand an Antilopengeweihen oder auf die Waffe gestützt über einen toten Löwen gebeugt. Immer dabei und immer im Hintergrund: ein schwarzer Mann wie aus den Tarzan-Filmen der 40er Jahre geklont. Die Obsession des weißen Kolonialisten für Jagdtrophäen gipfelte in einem Bisonkopf über dem Kamin. Wir nutzten das Wohnzimmer als Abstellkammer und bevorzugten den Aufenthalt im Freien – unter Palmen und Pinien.

Zeit bekam eine andere Bedeutung – Zeit ist temperaturabhängig lernt der Mecklenburger bei 38 Grad. Zähflüssig lief sie uns durch die Hände wie Gelee – zwischen Frühstück um 11 und Abendbrot um 21 Uhr stand die Welt nahezu still, nur im Umblättern der Buchseiten oder im Taumel auf den Wellen war etwas Bewegung. Die Restaurants der Abende waren allesamt von unseren Gastgebern getestet und damit keine Touristenversorgungsgrills, sondern kleine rustikale Pizzerien oder Innenhofparadiese der Kochkunst. In die Nacht ging es immer gleich, auf der Terrasse mit Blick aufs Meer, Wein, Wasser und Melonen in Griffweite unter einem Sternenhimmel, der anstandslos die Gespräche schluckte und das Lachen und uns, wenn wir erschöpft von der Faulheit der Tage, in die Zimmer begleitete. Durch die kleinen Fenster schaute Kassiopeia und der Geruch von Räucherstäbchen hielt die Mücken fern. Erst einen Tag vor Abreise machten wir uns auf, drei Dosen zu erobern.

**Dosensuche** Drei Dosen, drei Volltreffer. Eine oben, auf felsigem Hügel mit Blick in ein geschwungen-grünes Tal auf der einen und auf die rauhe, felsige Klippenküste auf der anderen Seite. Die zweite – noch ungefunden laut Pocket Query – in den Klippen, laut Listing auf einer Kanutour gelegt, aber über einen kleinen Spaziergang um die Buchten herum, über Geröll und glattes Gestein, recht schnell zu erreichen. Die letzten Meter erforderten etwas Trittsicherheit, doch kaum hatte ich den Anblick von Meer, Felsen und Gischt richtig genossen, tat Tante Hannah schon den richtigen Griff und wir loggten als zweite nach einem Team aus Buxtehude. Der dritte Cache dann war eine echte Touristendose, am Turm von Chia, Blickfang an einem kilometerlangen Sandstrand, der Weg steil an zum Turm gepflastert, die Dose etwas abseits genau am Rand der Felsen, dort wo es tief hinab ging zum Meer. Ganz klein wird der Mensch in dieser Weite und so zerbrechlich... Dann legte sich Dunkelheit auf die Strände und wir aßen sardische Bratwurst auf einer Terrasse an der Landstraße. Am nächsten Tag beluden wir den Passat.

**Heimfahrt** Noch einmal quer durchs Land, noch einmal auf die Fähre, noch einmal in den italienischen Verkehr. In Genua spuckte uns das Schiff am Sonnabend früh an Land und ein letztes Mal vor der relativen Ordnung der Autobahnen waren wir Teil des kreativen italienischen Verkehrschaos. Was den deutschen StVO-Geprüften am Anfang erschreckt hatte, war mittlerweile zu einer lieben Gewohnheit geworden. Die Motorroller, die – und das ist wörtlich gemeint – immer und überall sind, die unverhofften Fahrmanöver, diese, nur Scheuklappen-Fahrern als lebensmüde erscheinenden, Spurwechsel. Wer einmal akzeptiert, dass weiße Linien in Italien als Vorschlag gemeint sind und wer gelernt hat, einfach immer mit allem zu rechnen, der langweilt sich später in Berlin oder Schwerin oder den Käffern dazwischen. So jedenfalls ging es mir. Nach Staus auf der Brennerautobahn und vor München erreichten wir Berlin noch bevor der Sonntag angebrochen war.